
Inhalt

Kapitel 1:	Enttäuscht vom Leben?	7
Kapitel 2:	Distanziert vom Glauben?	22
Kapitel 3:	Umgeben von „heiligen“ Schriften	36
Kapitel 4:	Erschöpft im Alltag?	49
Kapitel 5:	Überrascht von Liebe	64
Kapitel 6:	Verunsichert durch Ereignisse?	75
Kapitel 7:	Gespannt auf „Außerirdische“	89
Kapitel 8:	Entlastet durch Gebet	104
Kapitel 9:	Betroffen vom Leid?	119
Kapitel 10:	Fasziniert von Gerechtigkeit	142
Kapitel 11:	Überwältigt vom Neuanfang	156
Kapitel 12:	Aufgefordert: Bitte folgen	177
Kapitel 13:	Entspannt durch Auszeit	188
Kapitel 14:	Überzeugt von Freiheit	216
Kapitel 15:	Besorgt um die Menschheit	238
Kapitel 16:	Eingeladen zum großen Fest	253

Kapitel 1

Enttäuscht vom Leben?

Vor ein paar Jahren brachte in London eine Frau zwei Säcke mit gebrauchter Kleidung zu einer Wohltätigkeitsorganisation. Überraschend stießen die Helfer beim Auspacken zwischen der Kleidung auf ein Menge Schmuck. Da die Spenderin keine Adresse hinterlassen hatte, wandte man sich an die Polizei. Zwei Tage später tauchte die Frau wieder auf und fragte nach den Kleidersäcken. Da klickten die Handschellen, denn Scotland Yard hatte bereits auf die Frau gewartet. Im Verlauf der Untersuchungen stellte sich heraus, dass die Kleidersäcke schon längere Zeit in der Wohnung der Frau gestanden hatten. Weil sie ihr im Wege waren, hatte sie sich endlich aufgerafft, die Kleidung wegzubringen. Was sie nicht wusste: Ihr Freund hatte die Säcke einige Tage zuvor als vermeintlich sicheres Versteck für gestohlenen Schmuck benutzt. Nun war die Enttäuschung groß.

Wir mögen über so viel Ganovenpech lächeln. Es gibt Schlimmeres. Wirklich. Mancher weiß, was es heißt, vom Leben enttäuscht zu sein.

Da wird die Firma verkauft und plötzlich hagelt es Entlassungen. Seit Jahren hat man Ideen und Arbeitskraft eingebracht und dann steht man plötzlich ohne Vorwarnung auf der Straße. Abgeschoben! Altes Eisen! Unvermittelbar!

Vielleicht sind wir enttäuscht von Mitmenschen. Ausgerechnet einer, auf den wir uns fest verlassen haben, betrügt uns.

Da ist das junge Ehepaar. Beide träumten schon lange vom eigenen Haus. Endlich können sie ihren Traum verwirklichen. Jedes

Wochenende sind sie auf der Baustelle, regelmäßig nach Feierabend arbeiten sie noch an ihrem neuen Heim – jetzt ist es fertig. Aber die Belastung hat sie überfordert. Die Nerven liegen blank und die Auseinandersetzungen häufen sich. Die beiden sind sich fremd geworden, weil sie zwar ein gemütliches Heim gebaut, aber ihre Liebe nicht gepflegt haben. Jetzt wollen sie sich trennen. „Soll das alles gewesen sein?“, fragen sich die beiden. „Haben wir dafür gerackert und uns nichts gegönnt, dass wir jetzt auseinander gehen und mühsam versuchen, das Geschaffene gerecht aufzuteilen?“

Gibt nicht auch die weltpolitische Entwicklung Anlass zur Enttäuschung? Ich habe nach dem 11. September 2001 mit den Trauernenden vor der amerikanischen Botschaft in Berlin gestanden – gemeinsam mit jungen Menschen, die das Ende ihrer Träume von einer friedlichen, glücklichen Welt beweinten, an deren Schwelle sie sich noch kurz zuvor wähnten.

Es gibt so viele Gründe dafür, dass jemand vom Leben enttäuscht ist. Leider nehmen wir uns viel zu wenig Zeit für solche Fragen. Und doch ist es gut, einmal zu überlegen, was aus unserem Leben geworden ist. Welche Träume und Erwartungen hatten wir als Kinder, als Jugendliche? Wie viel haben wir davon verwirklichen können? Was ist gescheitert? Welchen Preis haben wir bezahlt? Schwere Fragen? Nun, manchmal überfallen sie uns geradezu schicksalhaft, ausgelöst durch Ereignisse, auf die wir keinen Einfluss haben.

Einschneidende Ereignisse

Der 9. November ist für Deutschland schon mehrfach zum Schicksalstag geworden – nicht erst 1989. Am 9. November 1918 brach das Deutsche Kaiserreich zusammen. Für viele zerbrach damit die Weltordnung, die sie kannten. Manche waren enttäuscht, andere schöpften Hoffnung für die Zukunft. Am gleichen Tag proklamierte Philipp Scheidemann in Berlin die Republik. Aber auf welch schwachen Füßen stand sie! Schon fünf Jahre später, am 9. November 1923, versuchte der damals unbekannte Adolf Hitler mit einem „Bier- und Pistolenputsch“, Deutschland in seine Gewalt zu bringen. Erfolglos. Noch. Die Strafe war mild; und während der Luxus-

haft schrieb Hitler das politische Machwerk „Mein Kampf“ – seinen Fahrplan der Macht und Vernichtung.

15 Jahre später, es war wieder ein 9. November, gab Propagandaminister Goebbels grünes Licht für die so genannte Reichskristallnacht. Zu Bruch gingen damals nicht nur die Fensterscheiben jüdischer Geschäfte, sondern auch die Seelen vieler Mitbürger, die über Nacht ihrer Menschenwürde beraubt wurden. Die meisten Nachbarn der Betroffenen – bisher freundliche Kunden – schwiegen. Enttäuschung und dumpfe Ahnung dessen, was noch kommen sollte, machten sich breit. Ein Jahr später, am 9. November 1939, explodierte im Münchner Bürgerbräukeller eine Bombe. Doch der Diktator hatte den Saal bereits verlassen. Die „Vorsehung“ – wie Hitler es nannte – hatte ihn gerettet. Der Krieg, den er wenige Wochen zuvor vom Zaun gebrochen hatte, kostete 50 Millionen Menschen das Leben. Wie bitter war die Enttäuschung vieler Deutscher, die zwischen Ruinen und Trümmern erkannten, worauf sie sich eingelassen hatten oder was mit ihnen geschehen war.

Genau 50 Jahre später gab es wieder einen Meilenstein in der deutschen Geschichte: den 9. November 1989. Wer könnte die Nachrichtensendung des DDR-Fernsehens an jenem Abend vergessen, als Politbüromitglied Schabowski den denkwürdigen Zettel vorlas, der die überraschende Maueröffnung zur Folge hatte?

Für manche Deutschen war die „Wende“ zugleich ein Auftakt zur Enttäuschung. Ich erinnere mich an eine Dame aus höheren Kreisen der damaligen DDR, die kurze Zeit nach dem Mauerfall aufgelöst in meinem Wohnzimmer saß und fragte: „Herr Müller, was soll das nur werden? Was wird die Zukunft bringen?“ Das für sicher gehaltene Fundament unter ihren Füßen wankte.

Für manche haben sich die nach der Wende versprochenen „blühenden Landschaften“ nicht eingestellt. Es ist hart, wenn man als letzte Arbeit im bisherigen Betrieb den Abrisshammer schwingt, ohne Aussicht, dass an die Stelle des Bisherigen etwas Neues, Verheißungsvolles tritt. Mit der Arbeit geht oft genug auch das soziale Netz verloren. Manche hängen im Nichts, andere an der Flasche. Sie haben aufgegeben. Zynismus macht sich breit.

Fragen mit Tiefgang

„Es gibt jede Menge Bücher, die uns den Weg zum Erfolg weisen, aber kaum eins, das uns den Umgang mit dem Scheitern erklärt. Das ist umso erstaunlicher, da ja in jedem Leben beides permanent vorhanden ist. Die heutige wirtschaftliche Situation, die durch immer größeren Konkurrenzdruck beherrscht wird, produziert geradezu notwendigerweise für die Gewinner ihre Verlierer. Obwohl wir täglich mit beidem gleich oft konfrontiert sind, gehört das Scheitern zu den großen Tabuthemen unserer Zeit.“¹

Ein Unternehmensberater fragte ein Vorstandsmitglied eines großen Bauunternehmens nach seinem persönlichen Ziel. Die Antwort: „Vorstandsvorsitzender“. Darauf der Unternehmensberater: „Ich kenne einige, die diese Position erreicht haben und ganz oben auf der Leiter angekommen sind. Da oben ist ein kleines Schild angebracht, das aber nur diejenigen lesen können, die eben ganz oben angekommen sind.“ Auf die Frage, was denn auf dem Schild stehe, lautete die Antwort: „Hier ist das Ende der Leiter.“ Auch wenn wir es nicht wahrhaben wollen – einmal kommt das obere Ende. „Dort oben aber kommt die Erkenntnis zu spät, dass Nutzloses nicht dadurch an Wert gewinnt, dass man es effizient erledigt.“² Da gibt es Fragen, die müssen möglichst vorher beantwortet sein, sonst sind die Enttäuschungen schwer zu verkraften. Das gilt nicht nur für Führungskräfte.

Franziska von Almsick, Top-Schwimmerin aus Berlin, antwortete einem Reporter, der fragte: „Ein Ende der Karriere mit Gold und Weltrekord ...?“. „Dann habe ich alles erreicht, was ich je erreichen wollte im Leben.“ Ist das nicht zu kurz gedacht?

Popstar Robbie Williams von „Take That“ sagte von sich: „Ich schließe mich oft zu Hause ein und weine. Ich habe damit zu kämpfen, dass ich in England auf der Berühmtheitsskala an vierter Stelle stehe. Ich kann kein normales Leben führen. Das tut weh.“

Vielleicht ist es an der Zeit, einmal innezuhalten und grundsätzliche Fragen zu stellen: Wo ist eigentlich mein Platz im Leben? Bin

¹ J. Czwalina in: idea spektrum 8/2001, 16

² ebd., 16

ich nur ein Stückchen Holz, das flussabwärts treibt, hin und her getrieben von Strömungen, Wind und Wellen? Gibt es einen Inhalt, eine größere Bedeutung für mein Dasein? Wozu bin ich nütze? Was soll ich mit dem Leben anfangen? Bin ich einfach nur zufällig da? Warum gibt es solche Spannung zwischen dem, wie ich bin, und dem, wie ich sein möchte? Einerseits ist da der Hunger nach Liebe, Erfüllung, Partnerschaft, Familie oder Gemeinschaft, und andererseits dieses Gefühl des Fremdseins, des Neides, der Bosheit, des Hasses, der Lust und der Rache. Woher bekomme ich die Kraft, erst einmal das Leben zu ertragen und dann den Tod und dann das, was vielleicht nach dem Tode kommt? Welche Hoffnung habe ich?

Wie das „Loch“ füllen?

Die Bewohner eines Reihenhauses in Florida erwachten mit schreckgeweiteten Augen. Was sie vor ihren Fenstern sahen, trieb ihnen den Angstschweiß ins Gesicht. Die Straße sank vor dem Haus ein und verschwand schließlich ganz. Autos stürzten in die Tiefe, der Bürgersteig sackte weg, mehr und mehr vom Vorgarten wurde verschluckt von einem großen tiefen Loch, das seinen gähnenden Schlund immer mehr zum Haus hin aufriss. In wenigen Minuten würde auch das Haus verschwunden sein. „Sinkhole“ nennen die Leute in Florida solch eine Naturkatastrophe. Sie tritt nach Auskunft der Wissenschaftler auf, wenn in sehr trockenen Zeiten unterirdische Wasserbetten wegrocknen und die höher liegenden Bodenschichten dadurch den Halt verlieren.

Vielleicht kennen wir aus unserem eigenen Leben, was es heißt, plötzlich vor einem Loch zu stehen oder den Boden unter den Füßen zu verlieren. Manchem wird plötzlich bewusst, dass er die meiste Zeit und Energie darauf verwendet hat, sein Leben an der Oberfläche gut einzurichten. Viel Gutes wurde zusammengetragen – Besitz, Hochschulabschluss, Berufserfahrung, Beziehungen, Muskeln, Schönheit. Das ist alles in Ordnung – wenn nicht tief drinnen das große Fragezeichen wäre: Fehlt da nicht etwas? Die Antworten der Menschen sind verschieden. Manche leben einfach nach dem Prinzip der „drei B“: Bier, Bett und Bockwurst. Andere sagen sich:

Denk nicht darüber nach, das macht dich nur schwermütig. Gestalte dein Leben interessant, such den Nervenkitzel, den äußersten Kick. Oder: Denk später darüber nach, das Leben ist jetzt viel zu interessant und rasant dafür.

Früher sagte man den Deutschen nach, sie lebten nur, um zu arbeiten. Das ist längst nicht mehr so. Heute gelten wir als Freizeit-Weltmeister. Und was fangen wir mit der Freizeit an? Mehr Freizeit ohne Geld hat scheinbar immer weniger Wert. In einem deutschen Fernsehfilm³ sagt der von Mario Adorff gespielte Verbrecherboss Herzog zu einem „Zögling“: „Begreifst du endlich das System? Wer am meisten hat, wenn er stirbt, hat gewonnen.“ Die Ausgaben für Freizeitgüter sind pro Kopf in den letzten Jahren von monatlich 94 auf 752 DM gestiegen. Weil das Leben leer ist, braucht man manche Dinge schon mindestens zweimal: den Zweitfernseher, das Zweitauto, das Zweithaus, das Zweitstudium, das Zweitleben als Urlaub – und nicht selten auch die Zweitfrau oder den Zweitmann. Es ist wie mit einer Fliege, die auf dem Klebestreifen des Fliegenfängers landet und sagt: „Jetzt hab’ ich dich!“

Wir nehmen uns viel vor, wollen zu viel in zu kurzer Zeit. Der Mitmensch wird dann schnell zum Störfaktor. Als man eine Reihe von 14- bis 19-Jährigen fragte, was sie in der Freizeit aggressiv macht, meinten 56 Prozent „von anderen gestört zu werden“ und 51 Prozent „auf andere Rücksicht nehmen zu müssen“.

Sind die Menschen aber nun glücklicher als noch vor Jahren? Werden sie mit Enttäuschungen besser fertig? Sind die Sinnfragen gelöst? Wir brauchen eine Antwort. Jeder spürt es, wenn er ehrlich zu sich selber ist.

Professor S. J. Gould äußerte in einem Interview mit dem „Spiegel“: „Weil die Natur dem Menschen keinen Sinn gibt, muss der Mensch ihn sich selbst geben.“⁴ Aber gerade das scheint ein Problem zu sein, besonders wenn wir in die Grenzbereiche unseres Daseins kommen.

³ „Der Schattenmann“, 2000

⁴ Der Spiegel 10/1998, 2.3.98, 190

Ein evangelischer Pastor hielt vor Jahren in der Pause des Motorradrennens am Schottenring kurze Gottesdienste für die Besucher der Rennstrecke. Dabei gab er den Zuhörern über Lautsprecher etwa Folgendes zu bedenken: „Ihr steht an der Rennbahn und versucht, möglichst viel vom Geschehen zu erhaschen. Aber auch euer Leben gleicht einer Rennstrecke, und hier wisst ihr nicht, wo ihr euch befindet, mitten im Rennen, in einer Kurve, auf der Gegengeraden oder schon auf der Zielgeraden – vielleicht sogar unmittelbar vor dem Zielstrich.“

Er hat Recht. Vielleicht ist es Zeit, einmal anzuhalten und zu überlegen, wo wir uns überhaupt befinden in unserem „Lebensrennen“. Menschen in den mittleren Jahren fragen sich: „Soll ich die nächsten 30 Jahre so verbringen wie die erste Hälfte meines Lebens? Da muss doch noch mehr im Leben sein als nur Leistung, den Alltag runterreißen und der tägliche Fernsehabend. Da muss einfach mehr sein.“

Manche sagen: „Ich lebe, um zu erkennen.“ Ein gutes Vorhaben. Aber Wissen allein macht niemanden zu einem besseren Menschen. Unser Zeitalter der Kernreaktoren und Genlabors hat bewiesen, dass Wissen gut oder schlecht sein kann, je nachdem wer es benutzt. Auch Bildung ist keine Garantie für ein erfülltes Leben. Ausgerechnet Psychiater – hochgebildete Leute mit einem Abschluss in Psychiatrie und Medizin – sind die Berufsgruppe mit der höchsten Selbstmordrate.

Ist Liebe vielleicht das Entscheidende? Aber was ist, wenn der andere mich *wirklich* kennen lernt? Vielleicht ändert er seine Meinung, kündigt die Beziehung? Was ist, wenn er stirbt? Eine Lebensgrundlage, die auf Dingen oder dem Partner ruht, kann in einem Augenblick zusammenbrechen! Eigentlich suchen wir nach jemandem, der uns nie verlässt, der seine Meinung über uns nicht zu ändern braucht, weil er alles über uns weiß. Ob wir den finden werden?

Andere sagen: „Für mich ist ein moralisch hoch stehendes Leben wichtig.“ Ehrenwert. Nur – nach welcher Moral soll es gehen? Nach der Moral der Mehrheit, der Masse? Die ist manipulierbar.

Wieder andere meinen: „Ich lebe, damit es den Menschen nach

mir besser geht. Ich hoffe auf den Fortschritt.“ Auch das ist löblich. Jedoch haben Wissenschaft und Bildung den Menschen bislang nicht von den Langzeitproblemen wie Kriminalität, Umweltverschmutzung, Armut, Rassismus und Krieg befreit. Man ist nicht automatisch menschlicher, moralischer und liebevoller, weil man einen schnelleren Computer hat.

Unser privates Leben lässt sich nicht aus dem großen Ganzen herauslösen. Wir leben nicht auf einer Insel. Was unsere Kultur betrifft, berührt auch uns. Friedrich Wilhelm Nietzsche (1844-1900) war zweifellos ein Warner und „politischer Wetterprophet“. „[Er] war ... seinen Zeitgenossen weit voraus, die in naiver Sorglosigkeit und oberflächlicher Fortschrittsschwärmerei schwelgten. Hören wir diesen ersten Prediger der Gott-ist-tot-Theologie, der allerdings auch ahnt, was das für Folgen haben wird. Nietzsche lässt den tolleren Menschen sagen: ‚Das größte neuere Ereignis, dass Gott tot ist ..., beginnt bereits seine Schatten über Europa zu werfen ... Diese lange Fülle und Folge von Abbruch, Zerstörung, Untergang, Umsturz, die nun bevorsteht ... derengleichen es wahrscheinlich noch nie auf Erden gegeben hat ... Stürzen wir nicht fortwährend? Gibt es noch ein Oben oder Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden?‘ Dieser Rufer gegen primitive Sorglosigkeit und verlogenen Optimismus hat leider Recht behalten. ‚Es ist kälter geworden.‘“⁴

Darum müssen wir prüfen: Sind die Fortschritts-Träumer nicht doch zu oberflächlich? Haben sie wirklich den Mut, Dinge zu hinterfragen? Sind sie bereit, auch den Menschen kritisch zu beurteilen und sich nicht hinter den Verhältnissen, Strukturen und äußeren Faktoren zu verstecken?

„Nichts ist unmöglich“, posaunte die Werbung von Toyota. Viele sind heute davon überzeugt – trotz der Erfahrungen der Vergangenheit. Es scheint so, als ob uns alle Türen offen stünden und die Welt beherrschbar sei. Allerdings ist dieser Toyota-Slogan pikanterweise ein Bibelzitat, das von Gott redet (Jeremia 32,17).

⁴ Bergmann, 18f.

Die Vorstellung vom „unvermeidlichen Fortschritt“ bricht zusammen, wenn wir genauer hinschauen. „Ein Autofahrer schlägt einen anderen brutal zusammen, weil er sich von ihm behindert fühlt. Ein Spaziergänger wird rücklings erstochen, als er schnorrenden Jugendlichen keine Zigaretten abgibt. Skinheads prügeln auf Ausländer ein und werfen Molotow-Cocktails in Wohnungen. Eine Halbwüchsige erwürgt ihre Großmutter, um an die Ersparnisse der alten Frau zu kommen. Kinder gehen bewaffnet zur Schule, tyrannisieren Jüngere, rauben ihnen Geld oder modische Kleidung.“⁶

Wir sehen Berichte über jugendliche Kultanhänger, die einen ahnungslosen Freund grausam umbringen, weil Satan es ihnen angeblich befohlen hat. Ganz zu schweigen von der zunehmenden Korruption – sei es nun im Börsenbetrieb mit Insidergeschäften oder in Behördenzimmern, wo sich der Sozialbeamte die Sozialhilfe regelmäßig auf sein eigenes Konto überweist. „Nicht typisch“ – heißt es da. Zum Glück! Aber dass so etwas überhaupt vorkommt, ist schlimm genug.

Natürlich bringt uns der Fortschritt weiter. Mit dem Eindringen der Wissenschaft in das Geheimnis des Atoms hat sich die Newton'sche Sicht des Universums als gigantischer Maschine nicht bestätigt. Das Universum erscheint nun eher als zufällige Entstehung und geheimnisvoll. Wissenschaftler sprechen offen über die Grenzen der Wissenschaft. Nachdenkliche Menschen fragen mehr und mehr, warum dieses Universum so ist und nicht anders und warum es überhaupt existiert. „Gott“ ist für viele eine der möglichen Antworten.

Umdenken

Früher warf man gläubigen Menschen vor, sie betrieben vor allem Jenseitsvertröstung. Aber jetzt scheinen sich die Dinge geändert zu haben, jetzt spricht man geradezu von einer Diesseitsvertröstung. Der Sinn des Lebens ist für viele reduziert auf „Das Beste herausholen“. Genuss ist alles. Aus der Überfluss- wird die Überdrussgesellschaft. Nach den einschneidenden Ereignissen des Jahres 2001 stell-

⁶ Berliner Morgenpost, 2.1.95, 3

ten nachdenkliche Beobachter unserer Zeit fest: Die Spaßgesellschaft ist am Ende.

Wir werden überschüttet mit einer Fülle von Auswahlmöglichkeiten, ständig muss man sich entscheiden. Die Medien überfluten uns mit „Fakten, Fakten, Fakten“. Aber wie passt das alles zusammen? Sieht das Leben nicht manchmal aus wie eine Felge mit Speichen, aber ohne Nabe? Gibt es die einende Mitte, wo sich die Dinge wenigstens einigermaßen zusammenfügen? Was ist das Ziel des Ganzen? Wir sind auf der Suche. Trauen wir unserem Gefühl, das uns zu Suchenden gemacht hat! Unsers Empfinden ist echt. Plötzlich, durch irgendein Erlebnis, wird einem klar: Da muss noch irgendetwas sein! Ja, da ist wirklich etwas!

„Die gefährlichste Versuchung kommt aus dem Irrglauben, dass der Fortschritt im Materiellen allein liegt. Um das Paradies auf dieser Erde zu verwirklichen, haben wir eine riesige Maschine gebaut, deren Sklave wir geworden sind. Fortschrittswahn und Konkurrenzangst treiben uns in ihrer Eigendynamik über die Grenzen des Wachstums hinaus. Die Zukunft des Lebens ist dem egozentrischen Bewusstsein gleichgültig. Um den Gedanken an unseren eigenen Tod zu verdrängen, nehmen wir rücksichtslos die Gefahr des allgemeinen Todes nach uns in Kauf. Die Vergötzung des kalten Verstandes in den analytischen Naturwissenschaften als eigentlichem Kern der Neuzeit hat die Hochreligionen abgelöst. Nichts hemmt uns mehr auf dem Weg in die Katastrophe, nichts hindert uns mehr, alles zu machen, was machbar ist. Um den Frieden mit Mensch und Umwelt in letzter Stunde wiederzugewinnen, verlangt die Logik der Rettung unausweichlich einen radikalen Wandel des Bewusstseins.“⁷

Unsere Erwartungen und deren Erfüllung fallen offenbar auseinander. Darauf sind immer mindestens zwei Antworten möglich: Entweder es gibt zu wenig Erfüllung oder zu viel Erwartung.

Wer einfach nur „das Glück“ will, also ein schönes, angenehmes, faszinierendes Leben mit Genuss, Zerstreung, gutem Gefühl, stän-

⁷ Grothum, Brigitte und Weigert, Manfred in: Manifest für Jedermann, Begleitband zu JE-
DERMANN 1994, 28

dig Urlaub, aber nicht Arbeit, Mühe, Leiden, Sparsamkeit, Entbehrung, Pflichtbewusstsein, der wird das Glück nie bekommen. Wir sollten unserem Gefühl trauen, das uns auf die Suche schickt.

Die Blickrichtung ändern

Bei der Suche nach Antworten sollten wir den Blick zurück nicht vergessen. „Die Alten“ vergangener Jahrtausende waren nicht dumm und haben von manchen Dingen mehr verstanden als wir. Dafür ließen sich viele Beispiele anführen. Wir Menschen der Moderne neigen dazu, auf die „primitive“ Vergangenheit herabzuschauen. Gewiss: Auch die Vergangenheit mit ihrem Wissen und Können ist nicht immer „das Gelbe vom Ei“. Aber bei genauem Hinsehen lassen sich dort Schätze heben, die heute sehr nützlich sein können.

Alte Weltkarten belegen, dass Kolumbus und seine Entdeckergesossen durchaus nicht die Welt „entdeckt“ haben. Viel ältere Kulturen hatten wahrscheinlich mehr geographische Kenntnisse als das Mittelalter.

Die alten Babylonier berechneten die exakte Länge des Jahres auf 365 Tage, sechs Stunden und elf Minuten. Die Abweichung zur heute ermittelten beträgt nur zwei Minuten (für das siderische Jahr). Wie konnte man damals schon von vier Jupitermonden und sieben Saturnmonden wissen? Was man früher für „Kalkulationstafeln mit erdachten Zahlen“ der Babylonier hielt, entpuppte sich bei späterer Betrachtung als genaue astronomische Berechnungen.

Spuren weitreichender Kenntnisse finden sich heute noch bei alten Kulturen. Die Ureinwohner Australiens zum Beispiel setzten sich gegen den Uranabbau in ihren Siedlungsgebieten zur Wehr. Grund: ihre alten Mythen. Sie befahlen, das geheimnisvolle Element im Boden zu belassen, weil es sonst großes Unglück über alle Menschen bringen werde.

Der berühmte Arzt Ignaz Philipp Semmelweis (1818-1865) wird als „Retter der Mütter“ gefeiert – zu Recht! Er entdeckte, dass viele Mütter am Kindbettfieber starben, weil es die behandelnden Ärzte bei ihrem Gang von Patient zu Patient nicht für nötig hielten,

sich zwischen den Untersuchungen die Hände zu waschen. Semmelweis bestand darauf, dass Handwaschbecken für die Ärzte Pflicht wurden und hatte deshalb allerlei Anfeindungen zu ertragen. Tausende von Müttern hätten nicht sterben müssen, wenn sich die Ärzte des aufgeklärten 19. Jahrhunderts an die Kenntnisse aus dem 3. Buch Mose gehalten hätten, das vor rund 3500 Jahren geschrieben wurde.

Interessant ist auch, dass es ein identisches mythologisches System bei zahlreichen Völkern auf der Welt gibt. Beispielsweise sind sintflutähnliche Berichte weltweit verbreitet. Und wo auch immer man auf einen Stamm oder ein Volk stößt – stets hat diese Gesellschaft eine Religion! Wieso sind all diese Völker auf „den gleichen Gedanken“ gekommen?

Zu den Quellen

Ist es nicht nahe liegend, den Sinn unseres Daseins in unserem Ursprung zu suchen? Neue Probleme finden ihre Lösung mitunter durch Rückbesinnung auf alte Erkenntnisse. Ein Beispiel dafür ist Nikolaus Kopernikus (1473-1543), der das heliozentrische Weltbild des griechischen Astronomen Aristarchos von Samos (um 310 bis ca. 250 v. Chr.) wieder aufgriff. Dessen Weltbild war in der Antike bekannt und wurde zu Beginn der christlichen Epoche zugunsten des geozentrischen Modells des Ptolemäus verworfen. Kopernikus belebte es neu und leistete der modernen Wissenschaft damit einen unschätzbaren Dienst.

Der Arzt und Historiker Lukas (1. Jh. n. Chr.) lässt in einem seiner Werke den berühmten Apostel Paulus, den er persönlich kannte, zu Wort kommen. Der sagte: Der Gott, der die Welt und was in ihr lebt geschaffen hat, der ein Herrscher ist über Himmel und Erde, der wohnt nicht in Tempeln, die mit Händen gemacht sind. Er wird nicht durch die Hände von Menschen versorgt, als ob er der Sorge von Menschen bedürfe. Er selbst ist es, der allem, was lebt, das Leben gibt und den Atem und alles, was Not ist ... Er wollte, dass sie ihn suchen, dass sie ihn greifen und sein Geheimnis erfassen möchten. Denn nahe ist er, nahe einem jeden von uns. Das ist wahr! In

ihm nämlich leben wir, in ihm liegt unser Geschick, in ihm unser Wesen (Apostelgeschichte 17,24-28, nach Jörg Zink).

Hätten wir Heimweh, wenn es so etwas wie „zu Hause“ gar nicht gäbe? Empfänden wir Sehnsucht nach einem Partner, wenn so etwas wie Partnerschaft gar nicht existierte? Ist es nicht so, dass wir uns nach dem Großen, Unendlichen sehnen, weil wir spüren, dass da tatsächlich etwas ist? Haben wir nicht alle schon Momente gehabt, wo es uns blitzartig durchfuhr: „Das kann kein Zufall gewesen sein?“ Hat Paulus Recht, wenn er beschreibt, dass in uns diese Sehnsucht nach Gott steckt?

Näher, als wir denken

Wir glauben, dass wir von einem persönlichen Gott herkommen und dass wir erleben können, was Paulus schrieb: „Denn nahe ist er, nahe einem jeden von uns.“ Das bedeutet nicht, dass gläubige Menschen keine Fragen mehr hätten oder keine Enttäuschungen mehr erlebten. Scheitern ist eine Erfahrung, die keinem erspart bleibt. „Aber der Glaube kann ihnen helfen, ihre kritische (und manchmal vielleicht sogar existenzbedrohende) Situation durchzustehen. Christen sollten sich Folgendes bewusst machen: Gottes Liebe hängt nicht davon ab, wie es uns geht. Der Erfolgreiche ist nicht der Geliebtere! ... Probleme sind nicht dazu da, uns zu ärgern. Manchmal sind sie eine Schranke in unserem Leben, die uns vor einem tieferen Absturz bewahrt. Im Leiden liegt auch eine Chance, nämlich dass wir reifer, geduldiger und liebender werden.“⁸

Wenn es ums Bewältigen der Lebensfragen geht, müssen wir zwei Gesichtspunkte im Auge behalten. Erstens: Wir müssen Verantwortung für unser Leben übernehmen. Denn aus unserer Sicht des Lebens ergibt sich unser Verhalten. Viele Menschen unterschätzen ihre Möglichkeiten. Als ersten Schritt zu einer positiven Veränderung sollten wir akzeptieren, dass Gott tief in jedem von uns einen großen Schatz an Weisheit, Fähigkeit und Kraft eingelagert hat. Dieses Potenzial gilt es zu entdecken und zu entfalten. Zweitens: Es

⁸ J. Czwalina in: idea spektrum 8/2001, 18

gibt eine Kraft außerhalb unserer selbst, die wir weithin ignoriert haben. Es wird Zeit zur Umkehr.

Wäre ein persönlicher Gott denn in der Lage, mit unserem Leben zurechtzukommen? Würde er in das wissenschaftliche Zeitalter passen? Könnte man ihn achten, mit ihm leben, Enttäuschungen überwinden?

Das oben zitierte Bibelwort aus der Apostelgeschichte ist einfach und klar: Gott ist da. Er ist nah. Wir müssen immer erst zu uns selber finden. Er nicht. Er ist uns näher als wir uns selbst. Manchmal sagen Leute: „Ich habe das Gefühl, dass meine Gebete nur bis zur Zimmerdecke steigen.“ Keine Sorge, das ist schon viel zu weit. Gott ist dichter an uns dran, als wir meinen. Unser Gebet erreicht ihn. Er ist so nah, dass er praktisch neben uns steht. Für ihn sind unsere innersten Regungen kein Geheimnis, die Sorgen nicht und nicht die Skepsis, auch nicht die Sehnsucht. Es ist gut, jemanden neben sich zu wissen, der angesichts unserer Anklage oder unserer Trauer voller Mitempfinden und Wärme sagen kann: Ich weiß. Wie schön, dass da jemand ist, der unseren Jubel versteht, wenn uns etwas gelingt, und der unsere Freude teilt, wenn wir etwas Gutes vollbracht haben.

Ich brauche nicht den Urin einer heiligen Kuh zu trinken, nicht über glühende Kohlen zu laufen, keine geheimen Sprüche zu lernen oder viel Geld für teure Psychomagie-Kurse hinzublättern. Im Universum gibt es einen, der möchte, dass aus meinem Leben etwas wird, der mir die Gewissheit gibt: Mein Dasein ist eingepasst in den großen Teppich der Geschichte.

Die Heilslehren auf der Welt nehmen ständig zu, werden immer verlockender oder auch verwirrender. Nicht alles, was es auf dem Markt der „Heilsbringer“ gibt, ist förderlich. Vieles ist schamloses Ausnutzen der Sehnsucht oder Gutgläubigkeit von Menschen, Verirrung und Verwirrung.

Die gute Nachricht lautet: Wir haben es nicht mit einer unpersönlichen Macht irgendwo da draußen zu tun, sondern mit einem persönlichen Gott, der uns kennt und sich um jeden von uns bemüht. Ein Grund mehr, das Leben mit Zuversicht anzugehen!

Vor einer Reihe von Jahren wurde die Hochzeit des Duke von York mit Elizabeth, der Mutter der jetzigen Königin Elizabeth, angekündigt. Zwei ältere Damen, an deren Haus der spätere König Georg VI. des Öfteren mit der Braut vorbeifuhr, entschlossen sich, dem Paar zur Hochzeit ein Geschenk zu machen. Nach langer Suche – was schenkt man einem Königspaar? – wurden sie in einem Antiquitätenladen fündig. Zwei einzelne Schachfiguren – ein König und eine Königin – stachen ihnen ins Auge. Es war eine sehr schöne Schnitzarbeit. Weitere Figuren zu dem Spiel gab es nicht. Die Damen bezahlten mit einer Pfundnote, packten das Geschenk hübsch ein und schickten es dem königlichen Paar. Einige Zeit später erhielten sie ein Dankeschreiben verbunden mit der Einladung, die anlässlich der Vermählung eingegangenen Geschenke zu besichtigen. Die beiden alten Damen waren begeistert. Als sie durch die Ausstellung schritten, bestaunten sie die exquisiten und wertvollen Geschenke von Herrschern aus aller Welt. Wo würden sie ihr Geschenk entdecken? Im letzten Raum fanden sie einen Tisch, der eigens für ihre beiden Figuren aufgestellt worden war. Eine Beschriftung enthielt eine ausdrückliche Danksagung an die beiden Damen. Der Grund: Die zwei Figuren, die sie geschenkt hatten, waren der verloren gegangene König und die Königin des Schachspiels Heinrichs VIII. (1491-1547). Es war ein unbezahlbares Geschenk. Zwei Figuren waren zurückgekehrt zum königlichen Hause, wo sie hingehörten.

Verstehen wir das Bild? Ist vielleicht auch für uns die Zeit gekommen, „nach Hause“ zurückzukehren?